

INTERVIEW

Landwirtschaft: zwischen Produktion und Ökoleistungen

Hansueli Kupper, Landwirt aus Elgg, kennt seine 28 Kühe beim Namen, behandelt sie mit Homöopathie und bietet ihnen Futter vom eigenen Hof – so appetitlich, dass man es zum Frühstück essen wollte. Über seinem Hof kreist der Milan. Kupper wirkt am Vernetzungsprojekt Elgg-Hagenbuch mit und wünscht sich eine nachhaltige Landwirtschaft. Die neuen Direktzahlungen jedoch findet er keine idealen Rahmenbedingungen.

Hansueli und Jolanda Kupper-Schild
Hohbüel 1
8353 Elgg
Telefon 052 364 12 19
kupper@bluewin.ch

Isabel Flynn
Redakteurin Zürcher Umweltpraxis
Koordinationsstelle für Umweltschutz
Baudirektion Kanton Zürich
Telefon 043 259 24 18
isabel.flynn@hispeed.ch
www.umweltschutz.zh.ch/zup

Herr Kupper, was für einen Hof betreiben Sie?

Einen Familienbetrieb. Auf unsrem Hof Hohbüel leben drei Generationen. Die Rindviehhaltung und den Ackerbau betreiben wir nach den Methoden des ökologischen Leistungsnachweises (IP-suisse). Der Landwirtschaftslehrling, Praktikanten sowie familieneigene Arbeitskräfte helfen, die anfallenden Arbeiten zu bewältigen.

Wir bewirtschaften 41 Hektar landwirtschaftliche Nutzfläche. Rund die Hälfte (18 ha) ist Grünland, jeweils mehrere Hektaren bepflanzen wir mit Getreide wie Ur-Dinkel, ausserdem Silo-Körnermais, Eiweisserbsen sowie Speiseölraps. Dies geht Hand in Hand mit der Haltung von 28 Milchkühen, den Aufzuchtieren, Mastkälbern und 40 Hühnern. Unsere Kühe haben einen Dreiraumlaufstall, in dem sie frei liegen, fressen sowie herumlaufen können.

Wie füttern Sie das Vieh?

Wir versuchen möglichst viel selber zu produzieren: Heu, Stroh, Silage. In die hofeigene Rezeptur der Futtermischung kommen Hafer, Gerste, Mais, Johannisbrot – das könnte man alles selber essen. Milchwirtschaft geht kaum ohne Kraftfutter, statt ausländischer Soja bauen wir aber Eiweisserbsen an und fügen dem Futter auch Rapskuchen, Melasse und Mineralsalze hinzu.

Die Kühe haben Namen, es sind fast alles eigene Nachzuchten. Ich bin mit Schweizer Braunvieh aufgewachsen, es sind Kühe mit guter Milchqualität, und mit 8000 Kilogramm Jahresmilchmenge keine Hochleistungsrinder. Die Tiere sind robust und langlebig. Für die Fleischproduktion lassen wir einen Limousin-Stier in der Herde mitlaufen. Bei gesundheitlichen Problemen der Tiere greife ich erst einmal zur Homöopathie. Nur selten ist der Tierarzt zu Besuch.

Sie leben von der Produktion?

Zu 80 Prozent. Dazu kommt verschiedener «Nebenerwerb»: Wir betreuen fünf Pensionspferde aus der Umgebung. Wir führen Lohnarbeiten wie Heuernte für Dritte aus. Auch die Direktvermarktung im Hofladen sowie Bestellungen tragen zum Einkommen bei.

Erbringen Sie Ökodieleistungen?

Drei Hektaren unseres Grünlands sind Ökoausgleichflächen. Beim Ur-Dinkel-anbau verzichten wir ganz auf Kunstdünger und Chemie, und auch die Eiweisserbsen werden extensiv angebaut. Für den «Elgger Hochstammoscht»



Tierhaltung und Feldfrüchte anbauen gehören aus Sicht von Hansueli Kupper zusammen, um den Stoffkreislauf zu schliessen (Im Bild mit Enkel Alessandro).
Quelle: I. Flynn

pflegen wir 30 Hochstamm-bäume. Dafür werden wir mit Beiträgen abgegolten. Seit acht Jahren nehmen wir an einem regionalen Vernetzungsprojekt teil. Es geht darum, Bestehendes für die Natur zu optimieren: Bäume, Hecken, Magerwiesen, Buntbrachen. Das gibt relativ wenig Zusatzaufwand, ergibt aber ein bisschen Zusatzeinkommen. Auch zeigt es schnell einen positiven Effekt: Die Pflanzenvielfalt hat zugenommen, auch die Menge und Artenvielfalt an Insekten und Kleintieren. Vor 80 Jahren hat ein Lehrer in Elgg ein Schmetterlingsinventar gemacht und gezählt. Jetzt gab es wieder deutliche Zunahmen. Weiterer Teil des Vernetzungsprojekts ist, die Waldränder für mehr Sonnenlicht zu öffnen.

Wenn man auf einen Teil der Produktion verzichtet, weniger Tiere hält oder Flächen anders oder nicht mehr nutzt, so verliert man Geld. Trotz Nachbarschafts-aushilfe bleiben die Fixkosten in Gebäuden, Maschinen und Einrichtung dagegen gleich hoch. Diese Lücke wird mit Direktzahlungen nicht ausgeglichen.

Warum sind Sie Landwirt?

Weil mich das Zusammenspiel von Familie und Natur fasziniert. Wohl ist die Bauernarbeit streng, doch gibt einem die Natur unendlich viele Glücksmomente zurück.

Den Hof haben wir von meinen Eltern übernommen. Ich habe dafür nach dem Qualifikationsverfahren als Landwirt verschiedene Weiterbildungen gemacht: Handelsschule, die Ausbildung zum Betriebsleiter, die Meisterprüfung. Und bilde mich noch heute ständig weiter. Mei-



Das Schweizer Braunvieh im 1996 erbauten Dreiraum-Aussenklimastall ist langlebig, robust und dank tierfreundlicher Haltung sehr ausgeglichen.
Quelle: I. Flynn

ne Frau hat bis vor einigen Jahren junge Frauen zu «Fachfrauen Hauswirtschaft» ausgebildet. In den nächsten Monaten wird unser Sohn seine Prüfung als Landwirt EFZ ablegen. Er wird mit seiner Familie den Hof übernehmen.

Ich habe mich nicht für den Biolandbau entschieden. Dafür bin ich wohl zu freiheitsliebend, ich möchte selber entscheiden. Unsere Viehhaltung ist praktisch biologisch, in manchem sogar weiter. Ich verwende wenig Chemie, nur da, wo ich diese als wirklich nötig erachte. Beim Ackerbau ist vom Hilfsmittelaufwand her der Raps am intensivsten. Raps rein biologisch anzubauen, ist ein grosses Risiko wegen der Schädlinge. Dieses Jahr machen wir Versuche mit Ökoenzymen an Stelle von Chemie. Beim Biolandbau wären neben dem Lehrling zusätzliche Arbeitskräfte nötig.

Was beschäftigt Sie als Landwirt im Moment besonders?

Die Marktsituation. Und die Agrarpolitik. Bis vor 20 Jahren war die Landwirtschaft sehr protektionistisch. Mit der Öffnung des Markts zum Nachteil der Landwirte ist die Situation schwierig geworden. Während unsere eigenen Produkte zum Beispiel lückenlos nachverfolgbar sein müssen, werden schlecht deklarierte Billigprodukte importiert, oft sind es hormonbehandelte, mit Wachstumsförderern und unter fragwürdigen Tierschutzbestimmungen produzierte Produkte.

Ja, es gibt hohe Direktzahlungen an die Landwirtschaft. Die finanzielle Unterstützung ist also grosszügig, die Rahmenbedingungen aber sind schlecht. Sie sollten so sein, dass man sie auch würdig umsetzen kann.

Die Schweiz ist mit ihrem hügeligen Land und den vielen Niederschlägen prädestiniert als Rauhfutterland, also zur Tierhaltung. Mit der neuen Agrarpolitik gab es jedoch eine Verschiebung von der Tierproduktion weg hin zur Fläche und zur Ökologie. Milch- und Fleischproduktion wurden also gestraft – dort, wo es wehtut, weil genau hier die Wertschöpfung im Markt grösser war. Wenn jetzt je nach Hof 10 bis 20 Prozent des Einkommens wegfallen, dann ist das ein gravierender Einschnitt. In den letzten 40 bis 50 Jahren haben wir noch nie so viele ökologische Flächen gehabt. Auch im Tierschutz macht die Schweizer Landwirtschaft schon lange mehr als das vorgeschriebene Minimum.

Wo liegen die Schwierigkeiten?

Wenn wir mit der Natur arbeiten, gehen Änderungen nicht so schnell wie am PC. Stellt man zum Beispiel von der Milch auf die Fleischproduktion um, so dauert es drei bis vier Jahre, bis sich Erfolg einstellen kann. Zeit benötigt es auch, bis eine angesäte Ökofläche die nötige Qualität aufweist, oder bis Hochstammobstbäume eine bestimmte Grösse erreichen. Ab 2016 soll es Beiträge für letztere nur noch ab einem bestimmten Kronendurchmesser geben – was verunsichert. Vielleicht ist die Agrarpolitik bis dann ja wieder anders ausgerichtet? Ich erwarte nicht, dass die Allgemeinheit ohne Bedingungen einen ganzen Berufsstand sichert. Ich will aber der Allgemeinheit Nahrung, Erholungsraum, gesundes Wasser, Luft und Boden bieten. Dafür brauche ich verlässliche Rahmenbedingungen.

Das Jahr 2014 war das Jahr der Familienbetriebe. Ausgerechnet in diesem Jahr haben die Politik und der Markt verstärkt dieses Erfolgsmodell zerpfückt. Für mich ist das zynisch.

Sie wollen lieber produzieren als Landschaftspfleger sein?

Ich würde gerne zu mehr als 80 Prozent von unseren Produkten leben, und nur zum Rest von Dienstleistungen wie der Landschaftspflege. Immer mehr Betriebe erwirtschaften aber einen höheren Anteil aus den Direktzahlungen, das ist nicht nachhaltig. Wollen wir möglichst unabhängig gesunde Nahrungsmittel produzieren – oder eine möglichst ökologische Schweiz, die aber ihre Nahrungsmittel von irgendwoher beschafft? Wir müssen wohl alle lernen, Lebensqualität neu zu definieren. Zum Beispiel nur noch drei- bis viermal die Woche Fleisch zu essen, dafür aber einen guten Preis zu bezahlen und wissen, woher es kommt.

Was hat sich in den letzten Jahren noch geändert?

Gerade gestern hat der Nachbar Schweinegülle mit dem Schleppschlauch ausgebracht, merken Sie, man riecht es nicht. Und es reduziert den Verlust an Stickstoff. Ein Nachbar erledigt dies für uns mit einem bis zu einen Kilometer langen Schlauch direkt ab Gülleloch. Man könnte auch mit einem grossen Fass aufs Feld fahren, das Gewicht verdichtet aber den Boden. Der Kanton fördert das Ausbringen mit Schleppschläuchen seit vier Jahren mit finanziellen Anreizen. Dieses sehr gute und wirksame Projekt, läuft leider in drei Jahren aus und wird durch ein weniger attraktives Bundesprogramm abgelöst.

Bis vor fünf Jahren haben immer wieder Höfe in unserer Region aufgegeben. Jetzt gibt es aber viele junge Betriebsleiter, so dass sich hoffentlich eine Beruhigung ergibt. Wie es jedes Jahr in der gesamten Schweiz und im Kanton Zürich zwei bis drei Prozent weniger Betriebe werden, gibt einem aber schon zu denken und schwächt unseren Berufsstand.

Ihr grösster Wunsch?

Dass es der Familie gut geht und sie gesund bleibt. Und Zufriedenheit. Das wünsche ich mir für die ganze Gesellschaft. Ausserdem eine intakte Landschaft und Landwirtschaft. Dies bedeutet für mich, dass man wertvolle, gesunde und nachhaltig produzierte Nahrungsmittel und Landschaft geniessen kann.

Interview: I. Flynn